

du fliegen könntest, aber lass es uns nicht heute ausprobieren.« Sie streckte die Arme aus und bewegte sie auf und ab. »So«, sagte sie. »So würde ich fliegen.«

Er stellt den Kragen seiner Jacke auf und geht Richtung Musée d'Orsay.

Es sind mehrere Blocks, Zeit genug, dass der Dunst sein Gesicht benetzt und seine Haare anfeuchtet. Er und Estelle hatten dieses Viertel tagelang durchstreift, in alle Richtungen, ausgehend vom Museum suchten sie Jennifers Rucksack, ihre Haarspange oder ihren Ausweis. Sie ist ein kluges kleines Mädchen, versicherte er Estelle immer wieder, klug genug, irgendein Zeichen zu hinterlassen. Aber als aus Tagen Wochen wurden, gestand er sich ein, dass sie nicht klug genug waren, es zu finden. Auf dem Fußweg am Fluss gibt es eine Bank genau gegenüber den Eingangstüren des Museums, und er ist überzeugt, wenn er lange genug dort säße, würde Jennifer um die Ecke kommen oder ihren Kopf hinter einem Baum hervorstrecken und sagen: »Ha! Weißt du noch, wie du mir Hausarrest gegeben hast, weil ich deine Zigarren gestohlen und sie auf dem Schulhof verkauft habe? Das hast du nun davon!«

Er bewegt sich weiter durch den Nebel, und als er die Bank erreicht, ist sie bereits besetzt. Von Estelle.

»Darf ich mich setzen?«, fragt er.

Sie schaut auf und sagt: »So wie du den Weg entlanggeschwankt bist, wär's wohl besser.«

Eingemummelt in einen dicken Flanellmantel und mit einem Schal um den Hals ist sie besser auf die Nacht vorbereitet als er. Sie sitzt zusammengesunken da, hat die Arme verschränkt und die Hände unter ihre Achseln gesteckt.

»Schon lange hier?«, fragt er.

»Eine Stunde oder so.«

»Hasst du mich immer noch?«

Sie setzt sich gerade auf. »Nicht wirklich.«

»Was, verdammt noch mal, ist nur aus dieser Welt geworden?«, sagt er, und es klingt genau so, wie er sich fühlt.

»Sie hat sich in einen Haufen Scheiße verwandelt, als wir gerade mal nicht hingesehen haben.«

Sie wollen nicht lachen, aber sie tun es trotzdem, und es ist, als wäre das der erste unbeschwerte Moment seit einer Ewigkeit. Wie eine längst vergessene Erinnerung. Sie rückt näher zu ihm, und er legt den Arm um sie.

»Du riechst wie eine Flasche Whiskey«, sagt sie.

»Aber mir geht's gut. Wo soll ich morgen hin?«

»Nirgendwo. Wir haben keine Flyer mehr. Unsere nächste Bestellung ist erst übermorgen fertig«, sagt sie, dann rutscht sie hinunter und legt ihren Kopf auf seinen Schoß und die Beine auf die Bank. Der Nebel verwandelt sich in ein Nieseln, aber der Wind hat sich gelegt. Sie schließt die Augen. Jon beobachtet, wie Menschen vor dem Musée d'Orsay auf und ab gehen. Sie blicken sich um, legen die Hände um die Augen und spähen ins Foyer. Touristen, die denken, Museen hätten ewig geöffnet. Ein Mann

und eine Frau ohne Hut oder Schirm bemerken Jon und Estelle auf der Bank auf der anderen Straßenseite, und sie hasten durch den Verkehr über die Straße zu ihnen. Das glatte Gesicht des Mannes ist nass vom Regen, und die Frau hält schützend die Arme um ihren Körper. Der Mann nimmt ein winziges Wörterbuch aus der Tasche und blättert hektisch darin herum, gibt dann auf und sieht Jon an. Der Mann zeigt über die Straße zum Museum und sagt langsam: »Das Mu-se-um. Of-fen? Wann of-fen?« Und dann macht er mit den Händen eine Bewegung, als würde er ein riesiges Buch aufschlagen.

Jon beugt sich vor und sagt: »Verpissst. Euch.«

Der Mann und die Frau sehen sich an, bestätigen sich, dass sie sich nicht verhöhrt haben. Dann entfernen sie sich den Bürgersteig hinunter und werfen einen letzten Blick zurück über die Schulter zu dem Mann, der ihnen hinterherstarrt.

»Das war gut«, sagt Estelle.

Jon streicht ihr das nasse Haar aus dem Gesicht und berührt die Falten auf ihrer Stirn. Er fragt, ob sie raus will aus diesem Wetter, doch sie antwortet: »Nein. Es fühlt sich gut an.«

Er legt den Kopf zurück, lauscht dem Verkehr, dem Fluss. Tage, Wochen, jetzt Monate. Sie lasten schwer auf ihm. Er ist fast eingenickt, als Estelle sich aufsetzt und ihm einen sanften Klaps auf die Wange gibt.

»Aufwachen«, sagt sie. Ihr dunkles Haar klebt an ihrem Kopf, und sie leckt sich die Feuchtigkeit von ihrer Oberlippe. »Lass uns irgendwo hingehen und uns betrinken. Hier in der Nähe, bevor ich es mir anders überlege.«

»Gut«, sagt er. »Aber ich hab einen Vorsprung.«

»Ich hol dich ein.«

Sie steht auf, nimmt seine Hand und zieht ihn hoch. Sie gehen zurück Richtung Saint-Michel, wo sie in einem Café an einem Zweiertisch hinten in einer Ecke einen warmen Platz finden werden. Wo sie mehr ausgeben werden, als sie wollten. Wo sie trinken, rauchen und belanglose Kommentare über die Musik oder die Schuhe der Kellnerin machen werden. Wo sie sich einreden werden, dass alles gut wird.

2

Jons Mutter war ein dünnes Mädchen aus der französischen Schweiz, das mit neunzehn nach New York City gezogen war. Sie war gekommen, um Tanz zu studieren, aber binnen eines Jahres hatte sie Jons Vater geheiratet, einen typisch amerikanischen Jungen mit dem kantigen Gesicht eines Football-Verteidigers. Er befand sich am Ende seiner Karriere als Model und mehrere Jahre kamen sie in einer Drei-Zimmer-Wohnung in der Innenstadt gerade so über die Runden. Als sie mit Jon schwanger wurde, zogen sie wieder in den Süden, in die Heimatstadt seines Vaters, in der er schließlich Filialleiter einer Bank wurde.

Während Jon heranwuchs, brachte seine Mutter ihm Französisch bei und sie erzählte oft von der kleinen Stadt am Fuß der Alpen, aus der sie kam. Sie saßen auf der Verandaschaukel, und sie blickte über die Baumkronen der völlig flachen Gegend und forderte Jon auf, sich Berggipfel am Horizont vorzustellen, die nach den Wolken griffen und unabhängig von der Jahreszeit weiß überzogen waren. Sie beschrieb frisch gefallenen Schnee, die Reinheit des Flusses nach dem Regen. Sie erzählte von Bahnfahrten und dem Duft von Brot, wenn man die Straße hinunterlief. Mit zunehmendem Alter stellte er mehr und mehr Fragen und wollte wissen, warum sie nie zu Besuch dorthin fuhr. Sie runzelte nur die Stirn, dachte sich irgendeine Ausrede aus und tat es mit einem Lachen ab. Aber er war fasziniert und neugierig, sodass er während seines zweiten Jahres auf dem College beschloss, in Frankreich zu studieren. Er wollte sehen, ob all die Dinge, von denen seine Mutter erzählt hatte, der Wahrheit entsprachen.

Er studierte in Blois, einer lebendigen Stadt im Loiretal, mit der Bahn eine Stunde von Paris entfernt. Er hatte es besser als die anderen amerikanischen Studenten, da er die Sprache beherrschte, und schon bald störte es ihn erheblich, dass sie sich auf ihn als Übersetzer verließen. Also mied er sie, verbrachte seine Zeit mit Einheimischen in den Cafés und Bars, freundete sich mit dem Sohn eines Winzers an, entdeckte die Musik, entdeckte die Frauen. Er wollte länger als nur ein Semester im Ausland verbringen, und um bleiben zu können, musste er arbeiten. Dazu nutzte er seine Schweizer Staatsbürgerschaft und machte sich auf den Weg nach Genf. Als er zu Hause anrief, um die Neuigkeit zu überbringen, lachte seine Mutter und sagte: »So. Du hast also wirklich zugehört.« Im Hintergrund hörte er seinen Vater stöhnen.

Er fand die Genfer vorhersehbar und gemütlich und man konnte sich gut auf den Ort einlassen. Sie führten ein Leben mit gutem Essen und Trinken und wenig Arbeit. Er wohnte in einem kleinen Zimmer in einer Herberge und arbeitete in einem Pub in der Altstadt, das hauptsächlich von britischen und irischen Auswanderern besucht wurde. Es war eines der wenigen Lokale in Genf, an denen der Abend gelegentlich bis in die frühen Morgenstunden dauerte, und er hatte viele betrunkene Freunde mit starkem

Akzent, die nach vier oder fünf Pints leichter zu verstehen waren. Allerdings erinnerte ihn das Pub für seinen Geschmack zu sehr an Amerika, und ging er nachmittags an den Cafés vorbei, sah er tagein, tagaus immer die selben alten Männer hinter den selben Fenstern sitzen, und er wusste, das war es, was seine Mutter gemeint hatte. Also kündigte er und fand Arbeit im *Café Commerce*, einem kleinen Restaurant mit gerade mal fünf Barhockern und acht Tischen innen und vier Tischen außen. Er machte ein Foto davon und mailte es seiner Mutter.

Die Stammgäste stellten Fragen über Amerika, über große Autos und Überstunden. Er übertrieb in seinen Antworten, behauptete etwa, sein Vater arbeite fünfundsechzig Stunden die Woche, und die Kinder müssten in den Landesfarben – Rot, Weiß und Blau – gekleidet zur Schule gehen. Nach ein paar Monaten gab ihm Lucien, der Inhaber des Cafés, eine Lohnerhöhung, und er zog aus der Herberge in die vier Zimmer über dem Café, aus denen Luciens Tochter auszog, um zu heiraten. Ein paar weitere Monate später vertraute ihm Lucien so weit, dass Jon öffnen und schließen, einstellen und entlassen und Vorschläge für das Tagesgericht machen durfte. Besonders gern stellte er neues Personal ein, da die Kellnerinnen fast so schnell wie die Gäste kamen und gingen. Er hatte das schlichte gute Aussehen seines Vaters geerbt, eine markante Stirn und breite Schultern, und er tat, was jeder junge Mann in einem neuen Land tun würde – er engagierte Möglichkeiten, die sowohl ihn als auch die alten Männer glücklich machten, egal wie sehr der Service darunter litt.

Nach einem Jahr im *Café Commerce* fühlte er sich, als sei er an dem Ort angekommen, von dem seine Mutter immer gesprochen hatte, und es kam ihm so vor, als sei er schon immer dort gewesen. Seit seiner Ankunft in Blois war ihm klar gewesen, dass er nicht mehr an den Ort zurückkehren würde, den er Zuhause genannt hatte, und es war an der Zeit, anzurufen und es zu erzählen. Er wusste, dass seine Mutter ihn verstehen würde. Nachdem er mit ihr gesprochen hatte, reichte sie das Telefon an seinen Vater weiter, und er erklärte es noch einmal. »Ich komme an den Feiertagen und zu wichtigen Anlässen nach Hause«, sagte Jon. Sein Vater nahm es so gut auf, wie er eben konnte, und seine Mutter schwor, sie würden ihn besuchen kommen.

Im darauffolgenden Jahr reiste er zweimal nach Hause. Das erste Mal wegen der Beerdigung seiner Mutter. Sie hatte weiter geraucht, bis sie schließlich im Krankenhaus bleiben musste, und selbst da waren die Krankenschwestern ständig damit beschäftigt, hinter dem Qualm herzujagen, der aus ihrem Zimmer kam. In der Hoffnung, die stilvolle Frau vorzufinden, die ihm beigebracht hatte, über die Stadtgrenze hinauszusehen, hatte Jon in den Sarg geschaut, aber nur einen vornehmen Abklatsch von ihr erblickt. Sechs Monate später starb sein Vater. Zusammengebrochen in dem Tomatenbeet, das er in ihrem Garten angelegt hatte, gefunden von Kindern aus dem Viertel, die hinter ihrem Fußball herliefen. Auf der Beerdigung seines Vaters ertappte er sich bei dem Wunsch, es wäre andersherum gewesen, damit er seine Mutter zum Sterben mit an den Ort hätte zurücknehmen können, an den sie gehörte. Nachdem sein Vater unter der Erde war, kehrte er nach Genf zurück und fühlte sich einsamer als je zuvor.

Er verbrachte immer mehr Zeit bei der Arbeit, und das *Café Commerce* wurde zu seinem Zuhause, da er nur noch selten in die Stadt ging. Nie zum See, nie auf die Märkte, nie ins Kino. Er machte das Café abends zu, ging hinauf in seine Wohnung, rauchte und trank, las und schlief auf der Couch ein. Dann kam der Morgen, und er ging hinunter ins Café, Stunden vor den ersten Gästen, trank mehrere Espresso, rauchte mehr Zigaretten, las die Zeitung. Dann tauchte die Hilfe auf, dann tauchten die Gäste auf, und ehe er sich versah, saß er wieder auf seiner Couch.

Ein weiteres Jahr verstrich, und an einem ruhigen Nachmittag im Winter – die Sonne hatte seit Wochen nicht mehr geschienen und das Geschäft lief äußerst zäh – saß er auf einem Barhocker in der Stille, die Tür geschlossen, um den Straßenlärm draußen zu halten. Er schaute auf seine Hände, betrachtete sein Spiegelbild in den Scheiben des Cafés. Er dachte, er wäre allein, doch dann sagte ein Mann von einem der hinteren Tische auf Französisch: »Sie benehmen sich nicht wie ein junger Mann.« Jon drehte sich um und sah, dass es einer der Stammgäste war, einer der Alten. Der Mann hatte einen buschigen weißen Schnurrbart und im Winter trug er immer einen roten Schal um den Hals gebunden.

»Ich weiß«, sagte er. »Ich glaube nicht, dass dies hier das Leben ist, von dem sie immer erzählt hat.«

»Wer?«, fragte der Mann.

»Meine Mutter.«

Am folgenden Nachmittag teilte er Lucien mit, dass er zum Ersten kündigen wolle. Seit Jon das Café leitete, hatte Lucien die Zeit für eine Freundin auf der anderen Seite des Flusses in Carouge gefunden, und mit noch einer Frau und drei Töchtern zu Hause wollte er seine freien Nachmittage auf keinen Fall aufgeben. Lucien bot ihm eine Lohnerhöhung an, eine bessere Wohnung, mehr Freiheiten bei den Kellnerinnen, doch Jon lehnte ab. Den folgenden Monat sparte er jeden Cent, verkaufte Möbel und Kleidung, sah durch, was er behalten und was er wegwerfen wollte. Das jugenhafte Bild in seinem Schweizer Pass gefiel ihm nicht, also ließ er sich einen neuen ausstellen. Statt morgens die Genfer Zeitung zu lesen, ging er zum Kiosk am Bahnhof und erstand eine Ausgabe des *Le Figaro*, der Pariser Tageszeitung. Dann kaufte er einen handlichen Reiseführer von Paris, damit er eine bessere Vorstellung für die Lage der möglichen Mietwohnungen und Stellenangebote bekam. Er war noch nie in Paris gewesen, und während ihm bewusst war, dass es eine größere, schnellere Stadt war als Genf, fühlte er sich überwältigt von dieser schier endlosen Ansammlung roter, blauer, gelber und grüner Linien, die kreuz und quer über den Stadtplan verliefen. Welches Viertel ist bezahlbar? Wo befinden sich die Haltestellen in der Nähe? Welches sind die guten und schlechten Viertel und wie lange wird es dauern, Arbeit zu finden? Er wurde zunehmend frustriert und bekam Angst, doch die falsche Entscheidung getroffen zu haben. Zwei Abende vor der geplanten Abreise aus Genf saß er in seiner Wohnung. Immer wieder gingen ihm die gleichen Fragen und Sorgen durch den Kopf, bis er sich schließlich von